

# Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

**Abonnementpreis** im Monat einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 90 Pfg., bei Selbstabholung 80 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.40 Mk., für 1 Monat 80 Pfg. (Westeuropa vierteljährlich 42 Pfg., monatlich 14 Pfg.).

**Redaktion:**  
Leipzig, Tauchaer Straße 19/21.  
Telegramm-Adresse: Volkszeitung Leipzig.  
Fernsprecher: 13008.

**Anzerate** kosten die 7 gespaltene Petitzeile oder deren Raum 25 Pfg., bei Platzvorschrift 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Belegen von Prospekten ist bei der Gesamtauflage 4.— Mk. jedes Tausend, bei Teilaufgabe 5.— Mk. — Schluss der Annahme von Anzeraten für die fällige Nummer früh 9 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag in Leipzig, Tauchaer Straße 19/21, Fernsprecher: 4596 • Anzeraten-Abteilung Fernsprecher: 2721.

## Tageskalender.

Der Kronprinz beklagt sich über Missverständnisse anlässlich der Erörterung seiner Telegramme an Oberst v. Reutter.

Der Regierungspräsident von Schleswig-Holstein verbietet unsern dänischen Genossen Stauung, in Flensburg über das preussische und dänische Wahlrecht zu sprechen.

Der wegen der bekannten Eifersuchtstragödie verhaftete Graf a. Mielzinski hat sein Reichstagsmandat niedergelegt.

Der preussische Landtag wird heute eröffnet.

Die deutsche Schutztruppe in Neukamerun richtete ein Blutbad unter den „auffälligen“ Eingebornen an.

Der ehemalige türkische Kriegsminister Jazet Pascha soll versucht haben, sich durch einen Pandstreich der Hauptstadt Albanens zu bemächtigen.

Der mexikanische Diktator Huerta hat eine Verfügung erlassen, wonach das gesamte in Mexiko vorhandene Papiergeld Zwangskurs erhält.

## Die kronprinzliche Demonstration und Zabern.

Leipzig, 8. Januar.

Friedrich Wilhelm, Kronprinz des Deutschen Reichs und von Preußen, ist entrüstet; man hat ihm seiner Meinung nach bitter unrecht getan. Wenigstens will die Wossische Zeitung das wissen. Sie schreibt nämlich:

Wie uns von absolut zuverlässiger Seite mitgeteilt wird, entsprechen die angeblichen Kronprinzen-Telegramme nach Zabern in der von mehreren Blättern wiedergegebenen Fassung in keiner Weise dem wahren Wortlaut. Als der Kronprinz von den Auslassungen der Presse über seinen Standpunkt in bezug auf Zabern Kenntnis erhielt, äußerte er sich dahin, sein Standpunkt sei allerdings, daß die Offiziere vor Unlust geschügt werden müßten, aber seine Auffassung sei nicht die, daß dies mit ungesetzlichen Mitteln geschehen dürfe. Er sei geradezu entrüstet darüber, daß man mit Fälschungen rein privater Meinungen ihm ein Eingreifen in ein schwebendes Verfahren andichte und unterstelle.

Wenn der Kronprinz sich zu Unrecht angegriffen fühlt, so hat er ein einfaches Mittel, die Welt von diesem Unrecht zu überzeugen; er braucht nur den Wortlaut seines oder seiner Telegramme zu veröffentlichen. Es ist sonder-

bar, daß er oder einer seiner dienstbaren Geister nicht auf diesen so naheliegenden und so einfachen Weg verfallen ist. Oder sollte dieser Wortlaut doch nicht so unzweifelhaft ergeben, daß der Kronprinz die Ehre der Offiziere nur mit gesetzlichen Mitteln geschügt wissen will?

Der Zeitpunkt, an dem die Telegramme abgefaßt wurden, ist nach der Frankfurter Zeitung der 28. und 29. November gewesen. Am 28. November hatte die Soldateska in Zabern gerade den Gipfel ihres ungezügelt Vorgehens erreicht; es ist der Tag, da der Oberst seine Soldaten mit geladenem Gewehr ausschwärmen ließ, da es beinahe zum Schießen gekommen wäre, da den Zabernern das Betreten der Straße und das Lachen verboten wurde und alle, die des Lachens oder ähnlicher Verbrenen verdächtig waren — oder auch nicht, denn es kam nur darauf an, daß irgendeiner gefaßt wurde — in den Pandurenkeller gesteckt wurden, sofern sie der Soldateska in die Hände fielen. Wenn an diesem und dem folgenden Tage der Kronprinz das Bedürfnis empfindet, an den Obersten v. Reutter zu telegraphieren, so wird man daraus schwerlich eine Mißbilligung des Verfahrens herauslesen können, das der Oberst einschlug. Wenn Friedrich Wilhelm wirklich nur gesetzliche Mittel angewendet wissen wollte, so scheint er von Gelehrlichkeit ähnliche Vorstellungen zu haben, wie der Oberst v. Reutter und der General v. Deimling. Sonst hätte er eben seine Telegramme schwerlich abfassen können.

Die Kreuzzeitung, der, wie überhaupt der konservativen Presse, die Einnischung des Kronprinzen sehr fatal ist, trotz all ihrer Begeisterung für das rechtsbrechende Militär von Zabern — es ist das wegen des unangenehmen Eindringens des Kronprinzen zwischen Vater und Sohn auf das monarchische Empfinden ausüben muß — bedauert übrigens aus dem Datum der Telegramme, daß der Kronprinz einer Auflehnung gegen den Vater und den Reichskanzler nicht schuldig sei. Denn sie seien ergangen, bevor die Entscheidung des Kaisers aus Donaueschingen ergangen und der Reichskanzler seine Stellung im Reichstag bekannt gegeben habe. Das ist richtig. Indes ändert das an der Bedeutung der Kundgebung des Kronprinzen sehr wenig. Ob er es gewagt hat, sich in direkten Gegensatz zu seinem kaiserlichen Vater und zur Reichsregierung zu setzen, das ist zwar nicht nur Familienangelegenheit, aber wichtiger als das ist doch die Tatsache, daß der Kronprinz, der künftige Kaiser, den ein Ungefahr im Handumdrehen zum Staatsoberhaupt des Deutschen Reichs und Preußens machen kann, von dem schneidigen Vorgehen des Obersten v. Reutter entzückt war, daß er die Behandlung der Bürger nach Zaberner Art für ganz angebracht hält, daß ihm die Frage, wie die Rechte der Bürger, wie die Gesetze dabei sahen, absolut keine Sorge gemacht hat, daß er also ganz und gar von militaristischem, scharfmacherischem Geiste erfüllt ist, daß er sich berufen fühlt, den schneidigen Zaberner

Kommandeur in seinem Verfahren zu ermuntern. Wenn er dann, durch die Willensäußerung von Donaueschingen und die Erklärungen des Kanzlers zum Schweigen gebracht worden ist — ob die Strafverfolgung nach Berlin dazu beigetragen hat, ist noch unentschieden — so wird dadurch nur umso mehr der Umstand unterstrichen, wie es von der Gesundheit und dem Leben eines Mannes abhängt, daß eine solche höhere Instanz für den Herrn noch existiert. Wäre er plötzlich zum Thron berufen, so könnte er seine Auffassung über die Rechte des Militärs ungehindert zum Ausdruck bringen, wenn ihn nicht etwa ein energischer Reichskanzler davon abzubringen vermöchte.

Der Kronprinz kann freilich auch einmal als Kaiser nicht die Politik ausschließlich nach seinen persönlichen Gefühlen machen, er würde in dieser Stellung gar bald erkennen müssen, daß er sich mit den herrschenden Klassen stellen muß. Aber bei den Verhältnissen in Deutschland, wo die kleine Schar der Junker bei Hofe, bei der Regierung und in der Verwaltung viel größeren Einfluß hat als die Bourgeoisie, ist es sehr gut möglich, daß das Staatsoberhaupt sich von deperaten Junkern, die ihre Macht allmählich schwinden sehen, zu einer Politik des Draufgehens bestimmen läßt, zumal ihm das Offizierkorps bei solchem Beginnen zur Verfügung steht. Ob er damit durchkommt, das würde dann von der Entschlossenheit und der Stärke der Arbeiterklasse abhängen — auf das Bürgertum ist in diesem Falle nicht zu zählen. Deshalb ist die Bestimmung des Thronfolgers, so wenig eine einzelne Person in den großen historischen Prozessen auch bedeutet, für die Arbeiterklasse nicht ohne Interesse. Und deshalb möchten wir nicht, daß die alldeutsch-militaristisch-scharfmacherische Neigung des Kronprinzen vertuscht würde. Klarheit ist in den Kämpfen der Zeit erwünscht, die Arbeiterklasse muß wissen, was sie von dem Kronprinzen einmal zu erwarten hat.

Inzwischen ist ein neuer Versuch des Kronprinzen, seine Telegramme als harmlos hinzustellen, zu verzeichnen. Dem Berliner Tageblatt werden von „durchaus zuverlässiger Seite“ die folgenden Äußerungen mitgeteilt, die der Kronprinz vor einem größeren Kreise getan haben soll:

Als der Kronprinz in verschiedenen Blättern die Artikel über seine angeblichen Telegramme gelesen hatte, äußerte er sich, er könne gar nicht verstehen, wie man zu der Auffassung komme, daß er Etsch-Vorbringen als Feindesland betrachte. Eine solche Umstellung sei unbillig. Er wünsche nicht nur, daß im Reichslande zwischen Altdeutschen und Etsch-Vorbringern keine Gegensätze beständen, sondern daß die Etsch-Vorbringer sich mit der übrigen Bevölkerung des Reichs als gute Deutsche fühlen möchten. Wer ihn kenne, der wisse auch, daß ihm nichts ferner liege als die Ausschauung, im Deutschen Reich diese Billik herrschen und die Gesetze brauchen nicht geachtet zu werden.

Ueber die Zaberner Vorfälle sagte der Kronprinz: „Das Ehrenfeld, welches der Offizier trägt, müsse unbedingt vor Beschimpfung geschützt werden, und er könne nicht daran zweifeln,

## Feuilleton.

### Die Bauern von Steig.

Roman von Alfred Suggenberger.

Nachdruck verboten.

Der Schneider Wui.

Wie ich nachher aus dem Wäldi weg und in das Haus des Schneiders Enz gekommen bin, darauf weiß ich mich sonderbarer Weise nicht mehr zu besinnen. Ich erinnere mich nur, daß mein Pflegevater in der ersten Zeit, und auch nachher, da ich schon zur Schule mußte, hin und wieder an einem schönen Sonntag mit mir durch den Wald hinauf zur Base Käther ging, worauf ich mich jedesmal hum voraus freute. Und zwar nicht allein deswegen, weil die Base jeweils dem Schneider hinterriß für mich alle Taschen voll dürre Zwetschgen und Apfelschnitzte zusteckte. Dieser Zuspruch zu der nicht gerade schmalen, aber sehr einseitigen Kost daheim war mir freilich hochwillkommen; doch es war noch etwas andres, das mich ins Wäldi hinauf zog: manchmal, wenn der Götti nicht gleich in der Nähe war, nahm ich die Base an der Hand und führte mich in die Nebenkammer; dort setzte sie sich auf einen Stuhl, zog mich ganz nahe zu sich heran und sah mir lachend in die Augen. Sie wurde dann plötzlich ganz anders als sie sonst war, viel beherzter und freudiger. Sie küßte und lieboste mich, streichelte mir die Wangen und das Haar. Sie staunte, wie ich gewachsen sei und wie ich ganz ihres seligen Vaters, meines Großvaters Augen habe.

Einmal sagte sie: „Wenn ich dich nur behalten dürfte.“ Dabei lächelte sie und die Tränen rannen ihr über die Wangen. In der gleichen halben Stunde begleitete der Götti mich und den Schneider Enz vor die Haustüre. Er rief uns unverzoren nach: „So — das will ich euch denn gesagt haben, Schneider: wenn ich den Würzel die halbe Zeit füttern muß, so will ich in Zukunft auch das halbe Rosigeld

einziehen beim Pfleger. So schlau sind wir denn auch. Verstanden?“

Damit war es mit meinen Festtagen auf dem Wäldi für immer vorbei. „Am Charakter muß mich der nicht angreifen“, sagte mein Pflegevater. „So ein Geizhund, so ein Hofnar, der nie von der Stalltür weggekommen ist! Mit dem sind wir hübsch fertig. Wui!“

Der Schneider Enz wohnte zwar im Unterdorf, sein windstichfestes Häuschen steht noch heute wie ein Hülfers mitten unter behäbigen Bauernhöfen. Aber als geborener Oberdörfler mußte er natürlich seine Idee haben, und diese bestand darin, daß er in beständiger Furcht schwebte, irgendein heimlicher Feind trage sich mit dem wertvollsten Vorhaben, ihm seine Modellsammlung zu stehlen.

Er hatte nämlich von seinen langjährigen Wanderungen, die ihn bis nach Paris und Wien geführt, eine große Kiste mit alten Garderobestücken aus aller Herren Ländern mit heimgebracht. Selbstam gefornnte Fräde mit lächerlich hohen steifen Kragen, geschlichte Wämsen, rote Kniehosen, ein ganzer wunderlicher Kram hing in einem großen Kasten in der hinteren Kammer. Das war seine Modellsammlung. Ohne Modell müßte mein berufliches Uebergewicht bald in Frage kommen,“ betonte er bei jeder Gelegenheit. „So gut wie ein Maler oder Bildhauer seine Modelle haben muß! Wui!“

Er behauptete, daß er in seiner Kleiderammlung gewissermaßen die Entwicklung der Menschheit verkörpert sehe. Und aus seinen Modellen könne er großartige Anregung schöpfen, an ihnen könne er sich gewissermaßen innerlich bereichern. Modejournale seien ein Dreck dagegen.

Von Zeit zu Zeit nahm er jedes einzelne Stück heraus, hing alles an den Wänden auf, beschichtigte und musterte mit ernstem Antlitz und nickte oft leise: „Wui!“ Dann ging er mit verchränkten Armen eine Weile auf und ab, als wäre er in auserlesener Gesellschaft. An solchen Tagen war Enz schweigsam und verschlossen.

Seinen Modellsachen hatte er mit einem Absud von grünen Ruchschalen wunderbar bemalt. Das schwere alte

Schloß, das leider nicht mehr einhafte, hütete aber die Schätze nicht genügend, zur Vorsicht war das Kammerfenster inwendig mit einigen quer darüber genagelten Lattenstücken geperrt, was freilich eine Lüftung des Raumes fast unmöglich machte, indem hierfür nur noch die Türe in Betracht kam.

Diese Türe war vollständig diebstahlsicher, wie Enz sagte. Jedoch hatte seine Frau die üble Gewohnheit, den Schlüssel hin und wieder stecken zu lassen, statt ihn pflichtgemäß unterm Laubstak in der Stubenkammer zu verbergen. Das beschwor manchen schweren Kampf zwischen den Ehegatten herauf; denn so gutmütig Enz sonst war, begünstigt dieses Schlüssels gab es keine Entschuldigung.

„Weiß! Person! Rike! Du willst mich ruinieren!“ schrie er, wenn er heimkam und vom Ausgang aus den Schlüssel droben stecken sah. Er nannte sie sonst immer „Schollette“, nur im höchsten Zorn konnte er sich soweit veressen, Rike zu sagen.

Manchmal versuchte sie, ihn zu beschwichtigen, aber da kam sie böß an.

„Wenn ich die Modelle verliere, ist's Feierabend. Mit diesen allein bin ich dem Pflücker, dem Herrenschneider, über! Und allen Konkurrenten! Schon wegen der Anregung! — Und sie lauern darauf! Ich weiß alles; sie lauern darauf!“

Einmal wagte Frau Schollette zu lächeln. „Wegen dem Gefump so eine Komedi zu machen!“

Da packte er sie an der Schulter und sah sie mit einem fürchterlichen Blick an, konnte aber nichts herausbringen als: „Person! — Person!“

Dann rannte er die Stiege hinauf und in die Kammer, um sich zu überzeugen, daß alles unversehrt sei. Nachher schloß er die Türe ab und steckte den Schlüssel in die Tasche. Noch oben stehend, redete er mit eindringlicher Gebärde auf die Frau ein:

„Versprich mir, das nicht mehr zu tun! Versprich mir!“